

Frank Brady

BOBBY
F  SCHEER

Genie und Wahnsinn im Leben
der Schachlegende

riva

© des Titels »Bobby Fischer« (ISBN 978-3-86883-835-0) 2014 by rivaVerlag, Münchner Verlagsgruppe
GmbH, München. Nähere Informationen unter. Nähere Informationen unter: www.m-vg.de

1. Kapitel

Aus Einsamkeit zur Leidenschaft



»Ich ersticke! Ich ersticke!« Bobby Fischers Schreie drangen nur gedämpft durch den schwarzen Sack, der fest über seinen Kopf gezogen worden war. Er bekam keine Luft mehr, glaubte sich dem Tode nah. Wie wild schüttelte er den Kopf im Versuch, sich zu befreien.

Zwei japanische Wärter drückten ihn auf den Boden der grell beleuchteten Zelle; einer setzte sich auf Bobbys Rücken und fixierte seine Arme, der andere hielt seine Beine fest. Liliputaner auf dem gestürzten Gulliver. Bobbys Lungen wurden zusammengeschoben, er konnte kaum atmen. Sein rechter Arm schmerzte, als wäre er gebrochen. Aus seinem Mund rann Blut.

So geht es also zu Ende, dachte er. Ob wohl je ans Licht kommen wird, wie ich ermordet wurde?

Bobby konnte nicht fassen, was gerade passiert war. Sein ganzes Leben war an diesem 13. Juli 2004 innerhalb von Sekunden in Scherben gegangen. Wie schon häufig zuvor wollte er von Japan auf die Philippinen fliegen. Wie immer war etwa zwei Stunden vor Abflug am Tokioter Flughafen Narita eingetroffen. Wie gewohnt hatte er dem Zollbeamten seinen Pass gereicht. Doch diesmal ertönte nach Eingabe der Passnummer ein diskreter Warnton. Ein rotes Licht begann langsam zu blinken. »Mr. Fischer, setzen Sie sich doch bitte, bis wir das hier geklärt haben.«

Bobby war besorgt, aber nicht ängstlich. Seit zwölf Jahren zog er in der Welt herum, hatte unter anderem Ungarn, die Tschechoslowakei, Deutschland, die Philippinen, Japan und Österreich besucht und war immer reibungslos durch alle Zoll- und Passkontrollen gekommen. Sein Pass hatte um Zusatzseiten erweitert werden müssen, weil der Platz für Ein- und Ausreisestempel ausgegangen war, aber das hatte die amerikanische Botschaft in Bern bereits im November 2003 erledigt.

Plötzlich beschlich ihn die Angst, dass die amerikanische Regierung ernst gemacht haben könnte. 1992 hatte Bobby das US-Wirtschaftsembargo gegen Jugoslawien gebrochen, als er in Sveti Stefan (Montenegro) zu einem Wettkampf gegen Boris Spasski antrat. Damals war Haftbefehl gegen ihn ergangen, in den USA drohten ihm bis zu zehn Jahre Gefängnis.

Also kehrte Bobby nach dem Wettkampf 1992 nie mehr nach Amerika zurück. Ende der 1990er erkundigte sich ein Freund beim amerikanischen Außenministerium, ob Bobby heimkommen könne. »Klar kann er«, beschied man ihm dort. »Aber nach der Landung wird er sofort verhaftet.« Als Heimatloser ließ Bobby sich vorübergehend in Ungarn nieder und wagte sich von dort erst zaghaft, dann immer selbstsicherer auf Reisen. Inzwischen waren zwölf Jahre seit dem Vorfall vergangen, und Bobby hatte nie wieder etwas von der amerikanischen Justiz gehört. Solange er nur nicht in die USA zurückkehrte, dachte er, sei er sicher.

Bobby setzte sich wie geheißen. Allmählich wurde ihm mulmig. Ein Beamter forderte ihn auf, ihm in den Keller zu folgen. »Aber ich verpasse meinen Flug!«, protestierte Bobby. »Das *wissen* wir«, herrschte der Beamte ihn an. Wärter führten ihn durch einen langen, schmalen, schlecht beleuchteten Korridor. Bobby verlangte zu erfahren, was denn los sei. »Wir wollen nur mit Ihnen reden«, antwortete der Beamte. »Worüber reden?«, fragte Bobby. »Einfach reden«, lautete die Antwort. Da weigerte sich Bobby weiterzugehen. Ein Übersetzer wurde geholt, um Missverständnisse auszuschließen. Bobby redete auf Englisch und Spanisch auf ihn ein. Weitere Sicherheitsleute kamen zu Hilfe, bis der ehemalige Schachweltmeister von einem guten Dutzend grimmig blickender, stummer Männer umringt war.

Schließlich kam ein weiterer Beamter hinzu und zeigte Bobby einen Haftbefehl. Darin hieß es, Fischer reise mit einem ungültigen Pass und stehe deswegen unter Arrest. Bobby beteuerte, seine Papiere seien völlig in Ordnung und noch zweieinhalb Jahre gültig. »Sie dürfen einen Vertreter der amerikanischen Botschaft anrufen und um Hilfe bitten«, beschied man ihm. Bobby schüttelte den Kopf. »Die US-Botschaft ist das Problem, nicht die Lösung«, murmelte er. Die Vertretung Amerikas, fürchtete er, würde nur alles versuchen, ihn in die USA auszuliefern zu lassen – wo ihn ein Prozess erwartete. Bobby bat darum, einen seiner japanischen Schachfreunde anrufen zu dürfen, doch der Beamte ließ ihn nicht telefonieren.

Da wandte Bobby sich um, als wolle er zurück in den öffentlichen Teil des Flughafens. Ein Sicherheitsmann verstellte ihm den Weg. Ein zweiter versuchte, ihm Handschellen anzulegen, und Bobby drehte und wand sich, um das zu verhindern. Einige Wärter begannen, mit Stöcken und Fäusten auf ihn einzuschlagen. Bobby wehrte sich, trat um sich, brüllte und biss einen Wärter in den Arm. Schließlich ging er zu Boden. Ein halbes Dutzend Wärter hob ihn hoch und trug ihn an Armen und Beinen fort. Bobby leistete weiter Widerstand. Er strampelte wie verrückt und hätte beinahe seine Hände frei bekommen. Danach stülpte man ihm die schwarze Kapuze über den Kopf.

Bobby wusste, sein Pass war gültig. Was ging hier also vor? Klar, seine Hasstiraden gegen Juden und die USA hatten einigen Staub aufgewirbelt, doch schützte nicht die amerikanische Verfassung sein Recht auf Meinungsfreiheit? Und was hatten seine öffentlichen Aussagen überhaupt mit seinem Pass zu tun?

Vielleicht lag es ja an den Steuern. Seit Fischer 1976 einen Prozess gegen die Zeitschrift *Life* verloren hatte, ekelte ihn das amerikanische Rechtssystem derartig an, dass er sich weigerte, Steuern zu zahlen.

Nach Luft schnappend, versuchte Bobby sich durch Meditation zu beruhigen und seinen Geist frei zu machen. Er gab seinen Widerstand auf, sein Körper entspannte sich. Die Wachleute bemerkten die Veränderung. Sie gaben seine Arme und Beine frei, standen auf, nahmen ihm vorsichtig die Kapuze ab und verließen die Zelle. Sie hatten seine Schuhe

mitgenommen, seinen Gürtel, seine Brieftasche und – zu seiner großen Bestürzung – die Pass-Hülle aus Büffelleder, die er vor Jahren in Wien gekauft hatte. Doch er lebte... noch.

Als Bobby aufblickte, sah er einen Mann mit Dutzendgesicht, der ihn durch die Gitterstäbe wortlos mit einer Videokamera filmte. Nach ein paar Minuten verschwand der Mann. Bobby spuckte ein Stück Zahn aus, das während der Rauferei abgesplittert war, und steckte es sich in die Tasche.

Er lag auf dem Betonboden und spürte den Schmerz durch seinen Arm pulsieren. Was wäre der nächste Zug? Und wer würde ihn machen? Er dämmerte weg.



48 Jahre zuvor, im August 1956

Bobby Fischer, 13 Jahre alt, visualisierte auf einem imaginären Schachbrett seinen weißen Bauern vor seinem König und verkündete seinen ersten Zug: »Bauer auf König vier.« Dabei verwendete er eine Art der Schachnotation, bei der alle Züge aus Sicht des jeweiligen Spielers beschrieben werden. Beim Sprechen bewegte er den Kopf unbewusst, er nickte fast unmerklich, als wolle er den unsichtbaren Bauern nach vorn schieben.

Jack Collins, sein Gegner in dieser Partie, hatte verkümmerte Beine. In seinem Rollstuhl bahnte er sich einen Weg durch das Gedrängel auf New Yorks Bürgersteigen, geschoben von seinem schwarzen Butler Odell. Der Butler war so stark, dass er Collins mitsamt Rollstuhl hochheben und über Treppen in Häuser oder Restaurants tragen konnte – in jenen Zeiten ohne Zufahrtsrampen eine sehr wichtige Fähigkeit. Odell redete nicht viel, aber er war freundlich und äußerst loyal. Er hatte Bobby schon bei der ersten Begegnung ins Herz geschlossen.

Neben Collins ging seine jüngere Schwester Ethel einher, eine untersetzte, hübsche Krankenschwester, die ihn fast überallhin begleitete. Sie betete ihren Bruder an und verzichtete auf alles – selbst auf eine eigene Familie –, um für ihn sorgen zu können. Bobby hatte Jack und Ethel

zwar erst in jenem Sommer kennengelernt, doch sie waren ihm rasch zu Ersatzeltern geworden.

Das Quartett, das aus einem Fellini-Film hätte stammen können, redete in einer obskuren Sprache über kaum bekannte Adlige, die Jahrhunderte zuvor gelebt hatten. Wenn sie den langen Brooklyner Straßenzug von der Lenox Road Ecke Bedford Avenue zur gelegentlich lärmenden Flatbush Avenue hinuntergingen, wurden sie von anderen Passanten neugierig beäugt. Doch das machte ihnen nichts aus; sie waren tief in ihre eigene Welt versunken, die mehrere Kontinente und Tausende Jahre umspannte, in der sich Könige und Höflinge tummelten, Radschas und Prinzen. Ziel der Gruppe war das Chinarestaurant *Silver Moon*.

»Bauer auf Damenläufer vier«, antwortete Collins in seiner Basso-profondo-Stimme, die man noch auf der anderen Straßenseite gut hörte.

Genau wie ein erfahrener Musiker beim Lesen einer Partitur die Musik in seinem Kopf »hört«, so kann ein starker Schachspieler mit gutem Gedächtnis eine ganze Partie ohne Brett spielen. Von dem Komponisten Antonio Salieri heißt es, ihm seien schon beim Lesen von Notenblättern mit der Musik Mozarts die Tränen gekommen. Auf ähnliche Weise kann es für Schachspieler höchst ergreifend sein, im Geist eine brillante Partie eines großen Meisters nachzuspielen.

In diesem Fall jedoch ließ Fischer keine historische Partie wiederaufleben. Nein, er schuf eine neue Partie, er komponierte sie »blind« als eine Abfolge von Zügen in seinem Kopf. Während er und Collins die Flatbush Avenue hinabwanderten, spielten sie sogenanntes »Blindschach«, eine seit Jahrhunderten praktizierte Form des Spiels. Es gibt Beschreibungen von arabischen Nomaden, die im Jahr 800 auf Kamelen reitend eine Art Schach ohne Brett und Figuren spielten. Viele erfahrene Schachspieler – von Laien ganz zu schweigen – finden es erstaunlich, zwei Menschen zuzusehen, die ohne Ansicht des Bretts gegeneinander spielen. Vielen kommt es fast mystisch vor, welche Gedächtnisleistung da erbracht wird.

Collins war ein hervorragender Schachtheoretiker und hatte die aktuellste Ausgabe der modernen Schachbibel, *Modern Chess Openings*, mitverfasst. Das Buch enthielt Tausende Stellungen, Varianten, Analysen und Empfehlungen. Schon lange, bevor er Collins' Schüler wurde, hatte

Bobby angefangen, historische und aktuelle Schachpartien zu analysieren. Seit Neuestem schlug er immer öfter Dinge in Collins' Schachbibliothek nach, die Hunderte Fachbücher und -zeitschriften enthielt.

Es war schwül, Regen lag in der Luft. Einige Monate zuvor war Fischer auf einem Turnier in Philadelphia amerikanischer Juniorenmeister geworden, aktuell kam er gerade von der offenen amerikanischen Meisterschaft in Oklahoma zurück. Dort war er mit 13 Jahren der jüngste Teilnehmer aller Zeiten gewesen. Der 44-jährige Collins war ein äußerst erfahrener Turnierspieler, ehemaliger Meister des Staates New York und ein hoch angesehener Schachlehrer.

Das seltsame Paar spielte weiter seine unsichtbare Partie. Bobby zog im Geist die weißen Figuren, Collins die schwarzen. Die Partie wogte hin und her, beide Spieler waren mal Jäger, mal Beute.

Noch maß Bobby, der für sein Alter immer klein gewesen war, nur 1,60 Meter, hatte aber in letzter Zeit begonnen, aus seinen Kleidern zu wachsen und in die Höhe zu schießen. Im Alter von 18 Jahren erreichte er eine Größe von 1,88 Metern. Er hatte helle, haselnussbraune Augen und ein strahlendes, breites Lächeln, mit einer kleinen Lücke zwischen den Schneidezähnen. Sein breites Grinsen wirkte wie das eines um Anerkennung buhlenden Kindes. An jenem Abend trug er ein Polohemd, braune Cordhosen (trotz der Augusthitze) und abgelatschte schwarz-weiße Fünf-Dollar-Turnschuhe. Beim Sprechen näselte er leicht; möglicherweise hätte man ihm besser die Mandeln oder Polypen entfernt. Seine Frisur wirkte, als hätte ihm seine Mutter Regina oder seine Schwester Joan vor langer Zeit einen Bürstenschnitt verpasst, der jetzt langsam verwilderte. Bobby sah eher aus wie ein Bauernjunge aus Kansas als ein Kind aus den Straßen Brooklyns.

Gewöhnlich lief er einige Schritte voraus, als wäre er lieber schneller gegangen. Nur widerwillig bremste er sich, um seine Züge zu verkünden oder die Antwort seines Lehrers zu hören. Seine Reaktion auf Collins' Züge kam sofort, als bräche sie tief aus seinem Unterbewusstsein hervor, wo Läufer über Diagonalen huschten, Springer über Figuren setzten und Türme entscheidende Felder besetzten. Gelegentlich schweifte er im Geist aber auch ab, dann stellte er sich vor, einen Baseballschläger zu

schwingen und einen unsichtbaren Ball auf die linke Tribüne des Ebbets Field zu dreschen. Denn am allerliebsten wäre der junge Bobby Fischer ein zweiter Duke Snider geworden, ein legendärer Baseballheld für die Brooklyn Dodgers.

Es war erstaunlich, dass Fischer im Alter von 13 Jahren im Blindschach brillieren konnte. Selbst viele erfahrene Spieler beherrschen die Kunst nie. Dabei *bevorzugte* Bobby gar nicht, ohne Brett zu spielen. Er wollte nur einfach immer und überall spielen, und der 20-minütige Spaziergang von Collins' Haus zum *Silver Moon* wäre ihm eine zu lange Pause gewesen. Den Verkehrslärm, die Kakophonie aus Stimmen und Musik blendete er völlig aus.

Trotz seines jungen Alters hatte Bobby schon Tausende Partien gespielt, viele davon in einer Form namens »Blitzschach« oder kurz »Blitz«. Von Blitzschach spricht man, wenn beide Spieler für eine Partie insgesamt maximal 15 Minuten Bedenkzeit haben, statt, wie sonst üblich, Stunden. Oft vereinbarten die Kontrahenten sogar eine kürzere Bedenkzeit von fünf oder noch weniger Minuten, um die Sache interessanter zu machen. Dazu wurde manchmal vereinbart, dass man für keinen Zug länger brauchen durfte als eine Sekunde. In diesen Fällen blieb keine Zeit fürs Nachdenken, für diesen vertrauten inneren Monolog: *Wenn ich meinen Turm dorthin ziehe und er seinen Läufer hierhin, dann sollte ich vielleicht meine Königin dorthin – nein, so geht's nicht! Denn dann schlägt er meinen Bauern. Stattdessen sollte ich lieber ...* In jahrelanger Übung und Tausenden Blitzschach-Partien hatte Bobby einen überaus scharfen Blick für die aktuelle Lage auf dem Brett entwickelt.

Bei ihrem Spaziergang über die Straßen Brooklyns tauschten Fischer und Collins während des Spiels wissende Blicke aus, als nähmen sie an einem geheimen Ritual teil. Fast am Restaurant angekommen, wollten die beiden die Partie noch schnell zu Ende bringen. Als sie den Eingang erreichten, waren etwa 25 Züge gespielt, und Collins bot Fischer ein Remis an. Es war eine Geste der Höflichkeit, doch Bobby wirkte getroffen, fast beleidigt. Für ihn kam ein Remis fast einer Niederlage gleich, und er sah sich im Vorteil. Er wollte kämpfen. Trotzdem nahm er aus Respekt vor seinem Mentor das Angebot an. Er sang seine Antwort fast: »Okaaay.« Danach wandten sich seine Gedanken sofort dem Essen

zu. Bobby bestellte sein Lieblingsmenü: Eierflockensuppe, Chop Suey, Pistazieneis, dazu wie immer ein Glas Milch.



Bobbys Mutter Regina Fischer (geborene Wender) stammte aus der Schweiz, war aber schon im Alter von gerade zwei Jahren mit ihrer Familie nach Amerika gekommen. Nach ihrem Uni-Abschluss – sie war noch keine 20 Jahre alt – besuchte sie ihren Bruder in Deutschland, der dort als Seemann der amerikanischen Marine stationiert war. In Berlin fand sie eine Stelle bei dem amerikanischen Genetiker und späteren Medizin-Nobelpreisträger Hermann J. Muller, als Sekretärin und Gouvernante für sein Kind. Muller und Regina waren sich in Berlin an der Universität begegnet, wo Regina Kurse belegt hatte. Regina bewunderte seinen Verstand und Humanismus, er schätzte sie, weil sie Deutsch sprach, Steno beherrschte und sehr schnell tippte. Außerdem war sie klug genug, um seine komplexen Ausführungen auf den Gebieten Chemie und Genetik zu verstehen und korrekt niederzuschreiben. Muller ermutigte sie, Medizin zu studieren und ihm in die UdSSR zu folgen, wo er einen Forschungsauftrag erhalten hatte. Sie ging mit ihm und studierte von 1933 bis 1938 am ersten medizinischen Institut Moskaus Medizin. Sie blieb Muller lebenslang verbunden, über 50 Jahre lang.

Eine weitere Person ging mit Muller nach Russland: sein Mitarbeiter, der Biophysiker Hans Gerhardt Fischer. Fischer hatte ursprünglich Leibscher geheißen, doch angesichts des zunehmenden Antisemitismus in Deutschland seinen Namen in das weniger jüdisch klingende Fischer geändert. Fischer bekam eine Stellung am Moskauer Hirnforschungsinstitut. Fischer und die 20-jährige Regina verliebten sich ineinander und heirateten im November 1933 in Moskau. Einige Jahre später kam ihre Tochter Joan zur Welt. Als unter Josef Stalin auch in der UdSSR der Antisemitismus um sich griff, fühlten sich die jungen Eltern im Land nicht mehr sicher. Nach sechs Jahren Medizinstudium setzte sich Regina aus dem Land ab, ohne einen Abschluss gemacht zu haben. Sie zog nach Paris und arbeitete dort als Englischlehrerin.

Hans Gerhardt zog zwar auch nach Paris, um nah bei seinem Kind sein zu können, lebte aber in einer eigenen Wohnung: Regina und er hatten sich vor der Abreise aus Moskau getrennt, blieben aber verheiratet. Als später die Nazis in Frankreich einzufallen drohten, bereitete Regina ihre Rückkehr nach Amerika vor. Joan nahm sie mit, doch Hans Gerhardt bekam als deutscher Staatsbürger kein Visum. Er flüchtete aus Europa und ließ sich schließlich in Chile nieder. 1945 ließ Regina sich von ihm scheiden, wegen ausbleibender Unterhaltszahlungen. Damals lebte sie in Moscow, Idaho. Ein örtlicher Journalist fand den Zufall, dass jemand in Moskau (englische Schreibweise: Moscow) heiratete und sich dann in Moscow wieder scheiden ließ, so witzig, dass er eine Schlagzeile daraus machte.

In den frühen Vierzigern tingelte Regina Fischer auf Arbeitssuche durch die USA. Sie zog mit Joan umher, durch ein Amerika, das noch unter den letzten Nachwehen der Weltwirtschaftskrise litt und mit dem Eintritt in den Zweiten Weltkrieg zu kämpfen hatte. Regina und Joan lebten nur knapp oberhalb der Armutsgrenze. Im Juni 1942 wurde Regina ein zweites Mal schwanger, mit Bobby. Während Reginas Schwangerschaft übernahm ihr Vater, Jacob Wender, die fünfjährige Joan. Als Bobby am 9. März 1943 im Michael Reese Hospital in Chicago geboren wurde, war seine Mutter obdachlos. Sie nannte ihr Neugeborenes Robert James Fischer und gab in der Geburtsurkunde Hans Gerhardt Fischer als Vater an, obwohl dieser nie die Vereinigten Staaten betreten hat. Nach etwa einer Woche im Krankenhaus zog Regina mit dem Baby in das Sarah Hackett Memorial House, ein Heim für mittellose alleinstehende Mütter. Dort angekommen, rief Regina ihren Vater an und bat ihn, Joan zu ihr nach Chicago zu bringen. Doch das Heim weigerte sich, das ältere Kind aufzunehmen. Als Regina trotzdem dort wohnen blieb, nahm die Polizei sie wegen Hausfriedensbruchs fest. Regina, Joan und Bobby mussten ihr Zimmer räumen. Zu einem Prozess wegen Hausfriedensbruchs kam es übrigens nie: Regina wurde psychiatrisch untersucht und von einem Richter für unschuldig erklärt. Im Bericht des Psychiaters heißt es, Regina habe eine »gestelzte (paranoide) Art, querulatorisch, aber nicht psychotisch«. Schon bald nach Bobbys Geburt fand Regina eine Anstellung als Schreibkraft bei der Firma Montgomery

Ward und zog in ein billiges Apartment in 2840 South Lake Park Avenue, Chicagos South Side.

Regina war fest entschlossen, die Kinder alleine großzuziehen. Hilfe suchend wandte sie sich an verschiedene Wohlfahrtsorganisationen, aber auch an ihren Vater und auch sonst jeden, der gutmütig genug schien. Sie erhielt zwar Hilfe, aber nie genug und nie rechtzeitig. Ständig war das Geld knapp, und der Ehemann zahlte weiter keinen Unterhalt für Joan. In den Kriegsjahren zog Regina der Arbeit hinterher. Eine von Bobbys frühesten Erinnerungen spielte in einem Wohnwagen, »irgendwo im Westen«. Infrage kämen dafür Kalifornien, Idaho, Oregon, Illinois und Arizona – dort überall lebte die Familie vor dem Umzug nach New York. Regina durfte nicht wählerisch sein, und so arbeitete sie in der ersten Hälfte der Vierzigerjahre unter anderem als Schweißerin, Lehrerin, Nierterin, Magd, Assistentin eines Toxikologen und als Stenografistin.



Der sechsjährige Bobby betrachtete das Labyrinth nur ein paar Sekunden lang. Dann setzte er seinen gelben Bleistiftstummel an und zeichnete den Weg zu der Prinzessin, die in der Mitte des Labyrinths in einem Schloss gefangen saß. Um sie retten zu können, musste man dem Ritter den richtigen Eingang und Pfad weisen. Zuerst versuchte es Bobby von der rechten oberen Ecke aus. Rasch fuhr er durch die Gassen, Kreise, Kreisel und Hindernisse, doch immer wieder landete er in einer Sackgasse.

Frustriert radierte er seinen ersten Versuch aus und musterte das Problem erneut. Er musste es wohl von einem anderen Startpunkt aus probieren. Mit den Augen ging er alle Möglichkeiten durch, links oben, links unten und rechts unten. Dann ging er das Problem von hinten an und suchte mit den Augen einen Pfad von der Prinzessin zum Ritter. Nach ein paar Minuten hatte er ihn gefunden. Erst jetzt griff er wieder zum Stift und zeichnete ihn ein.

Auch beim nächsten Rätsel, bei dem er den Weg durch ein vertrackteres Labyrinth zu einem Goldschatz finden sollte, scheiterte er zunächst. Wieder hatte er zu voreilig losgelegt. Frustriert warf er seinen Bleistift hin

und nahm einen braunen Buntstift. Diesmal nahm er sich mehr Zeit. Bald sah er die Lösung und ärgerte sich, dass er sie nicht sofort erkannt hatte. »Schau, Joanie«, forderte er seine elfjährige Schwester auf. Sie nickte anerkennend.

Eine Zeit lang begeisterte sich Bobby für Mensch ärgere Dich nicht. Er liebte es, seine Figuren durch die Blockaden seiner Gegenspieler zu ziehen, aber er wurde wütend, wenn seine Kontrahenten Würfelglück hatten, seine Figuren schlugen und zum Start zurückschickten. Wenn Pech seine Pläne zunichtemachte, regte Bobby sich fürchterlich auf und brach das Spiel ab. Irgendwann konnte er kein Spiel mit Zufallselementen mehr leiden.

Um ihren quirligen Bobby – heute würde man ihn vermutlich als hyperaktiv bezeichnen – zu beschäftigen, kaufte Regina ihm Bücher wie *50 Peppy Picture Puzzles for Girls and Boys* und *Pencil Puzzles: Sharpen Your Pencils, Sharpen Your Wits* mit Labyrinthen, Suchbildern und Wörtterrätseln. Bobby stürzte sich immer zuerst auf die Labyrinth. Später begeisterte er sich für Tangram, ein altes chinesisches Legespiel. Er nahm die sieben geometrischen Holzteile, mischte sie am Boden oder am Tisch und legte dann wie verlangt Schwäne oder sonstige Figuren. Dabei kam es ihm ebenso auf die Geschwindigkeit an wie auf die Lösung des Problems selbst.



Anfang des Jahres 1949 zog Regina Fischer mit ihren Kindern in die günstigste Wohnung, die sie hatte finden können, in der 13. Straße Ost auf Manhattan. Die Wohnung lag gegenüber dem Hintereingang des berühmten Restaurants *Luchow*, in dem viele Top-Schachspieler gelegentlich aßen. Für die Familie Fischer kam ein Essen dort aber nie infrage. An einer rostigen Feuertreppe vorbei musste man sich in die Wohnung zwängen, die nur ein einziges Schlafzimmer hatte. Dafür betrug die Miete lediglich 45 Dollar im Monat.

In der gleichen Straße gab es einen kleinen Zeitschriftenladen, der auch Spielzeug, Eis, Süßigkeiten und Krimskrams führte. An einem reg-

nerischen Tag im März 1949 suchte Joan nach einer neuen Möglichkeit, ihren umtriebigen Bruder zu beschäftigen, und kaufte ihm dort für einen Dollar eine Schachgarnitur. Die hohlen Plastikfiguren waren kaum höher als zwei Zentimeter, das faltbare Brett bestand aus Karton und hatte rote und schwarze Quadrate. Weder Joan noch Bobby hatten je zuvor Schach gespielt, aber sie folgten einfach den Anweisungen im Deckel der Schachtel. Joan versuchte, die Regeln zu verstehen und sie Bobby zu erklären. Erst wurden die Figuren mit ihren Namen vorgestellt, dann wurde beschrieben, wie sie zogen. »Die Dame darf sich so viele Felder in eine Richtung bewegen wie möglich. Der Springer zieht in L-Form auch über andere Figuren hinweg«, usw. Darüber hinaus bot die Anleitung nur ein paar ganz grundsätzliche Hinweise, etwa, dass Weiß begann und das Ziel des Spiels darin bestand, den gegnerischen König schachmatt zu setzen.

»Wir kannten niemanden, der Schach spielte, und hatten auch nie jemanden spielen gesehen«, schrieb Fischer später. Es lässt sich unmöglich feststellen, ob Bobby Fischer seine erste Partie gewann. Wenn man aber bedenkt, wie schnell der kleine Bobby Rätsel löste und gegen wen er antrat – seine Schwester, die sich nie recht mit Schach anfreundete –, darf man das getrost vermuten. »Anfangs war Schach nichts Besonderes für mich«, erinnerte sich Bobby. »Ein Spiel wie alle anderen, nur ein bisschen komplizierter.« Da Joan mit ihren Hausaufgaben reichlich zu tun hatte – sie war fleißig in der Schule und gehörte zu den Klassenbesten –, verlor sie schnell das Interesse an Schach. Um einen neuen Spielpartner zu bekommen, lernte Bobby Regina an. Später meinte Bobby: »Sie war zu beschäftigt, um ernsthaft spielen zu können. So schälte sie nebenher Kartoffeln oder stopfte Socken. Das nervte mich natürlich gewaltig. Wenn ich sie geschlagen hatte, drehte ich das Brett herum und spielte ihre Farbe, bis ich sie ein zweites Mal besiegt hatte. Bald langweilte das uns beide, und ich suchte mir jemanden, mit dem ich regelmäßig spielen konnte.«

Der sechsjährige Bobby schlug seine elfjährige Schwester und seine 36-jährige Mutter, obwohl beide blitzgescheit waren. Das sagt viel darüber aus, wie gut er schon nach kürzester Zeit gespielt haben muss. Bobby erfreute sich an seinen neuen Fähigkeiten und tankte mit seinen Siegen

Selbstbewusstsein. Nur hatten leider weder Mutter noch Schwester jemals wirklich Lust zu spielen. »Meine Mutter ist für Schach total unbegabt«, gab Bobby einmal in einem Interview an. »Eine Katastrophe.«

Da Bobby keinen echten Gegner hatte, spielte er meistens gegen sich selbst. Partie um Partie saß er vor dem winzigen Brett, zog erst mit Weiß und drehte das Brett dann um, wobei oft Figuren zu Boden fielen. Er hob sie rasch auf, setzte sie wieder auf ihre Felder und zog dann für Schwarz. Der Versuch, sich selbst zu überlisten, erforderte natürlich eine ganz besondere Denkweise. So wusste Schwarz ja, was Weiß vorhatte, und umgekehrt, weil Bobby Schwarz *und* Weiß spielte. Partien gegen sich selbst machten Bobby nur Spaß, wenn er das Brett nach jedem Zug völlig neu betrachtete und so tat, als spiele er gegen einen echten Gegner. Er versuchte zu vergessen, was er gerade noch geplant hatte. Eingehend musterte er die Stellung und suchte nach Fallen, die sein »Gegner« ihm gestellt hatte, nach dessen heimlichen Plänen. So manchem Leser mag diese Spielweise bescheuert, hochgradig verwirrend oder gar schizophran vorkommen. Doch sie brachte Bobby ein unheimliches Gefühl für das Brett ein, für Stellungen und die Rollen der Figuren, für die Choreografie, nach der eine Schachpartie abließ. »Irgendwann setzte ich den anderen immer schachmatt«, erzählte er später kichernd.



Im Herbst 1950 verließ Regina mit der Familie Manhattan und zog über den East River nach Brooklyn, wo sie ein günstiges Apartment an der Union Ecke Franklin Street gemietet hatte. Nur vorübergehend, wie sie sich sagte. So bald wie möglich wollte sie wieder in ein besseres Viertel ziehen. Wegen des Krieges hatte sie in der UdSSR ihr Medizinstudium ja nicht abschließen können, doch nun war sie fest entschlossen, sich zur Krankenschwester ausbilden zu lassen. Kaum hatte sie sich an der Prospect Heights-Schwesternschule eingeschrieben, zog die rast- und heimatlose Familie Fischer erneut um. Ihr zehnter Umzug in sechs Jahren führte sie in eine Dreizimmerwohnung am Lincoln Place 560 in Brooklyn, wo die Miete 52 Dollar im Monat betrug. Regina, die keine Hemmungen

kannte, um Hilfe für sich und die Kinder zu bitten, rekrutierte ein paar Nachbarn, mit denen sie die schlichten Besitztümer der Familie Karton um Karton die paar Straßenzüge zur neuen Wohnung hinübertrug. Hier, so hoffte sie, würde die Familie vielleicht ein bisschen länger bleiben können. Die Wohnung im dritten Stock war zwar klein, lag aber so günstig zur Schwesternschule, dass Regina Kinderbetreuung und Studium unter einen Hut bekommen konnte. Bobby und Joan hatten jeweils ein eigenes Zimmer, während Regina auf einer Liege im Wohnzimmer schlief. Diese Wohnung lag in Flatbush, einer besseren Gegend Brooklyns, in der vornehmlich jüdische Mittelklassefamilien lebten. Doch auch andere Minderheiten begannen, das Viertel für sich zu entdecken. Die Grünflächen des Prospect Parks ließen sich schnell zu Fuß erreichen, ebenso der botanische Garten und eine der besten Bibliotheken der Stadt an der Grand Army Plaza.

Aber Bobby war unzufrieden: Im Haus war nirgendwo Platz, wo ein Siebenjähriger sich austoben hätte können. Und auf der Straße ließ Regina ihn auch nur sehr widerwillig unbeaufsichtigt spielen. Anfangs spielte er gelegentlich mit einem Nachbarsjungen im Treppenhaus Fangen. Doch bald bekam der Hausmeister den Krach so satt, dass er jegliche laute körperliche Betätigung im Haus strikt verbot. Bobby liebte es, auf sein Bett zu steigen und von dort möglichst weit auf den Boden zu springen. Wieder und wieder verbesserte er seinen eigenen Rekord – bis die Mieter der darunterliegenden Wohnung sich beschwerten. Danach war auch damit Schluss. Als Bobby in späteren Jahren mit Freiübungen begann, schritt die Hausverwaltung selbst dagegen ein. Jahre danach konstatierte Bobby ironisch: »Wenn man mich fragt, wem ich mein [Interesse an] Schach zu verdanken habe, kann ich sagen, ›dem Vermieter‹.«

Grummeld ertrug Bobby, dass die fünf Jahre ältere Joan sich um ihn kümmerte, wenn seine Mutter lernte, arbeitete, an unterrichtsfreien Tagen als Stenografistin jobbte oder sich – in der knapp bemessenen Freizeit – politisch betätigte. Wenn sie mal keine Arbeit hatte, bekam sie Arbeitslosengeld in Höhe von 22 Dollar die Woche. Auch wenn Regina wenig Zeit für ihren Sohn hatte, sorgte sie doch dafür, dass der kleine Bobby immer etwas zu essen hatte und beaufsichtigt wurde.